



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kann doch unmöglich angenommen haben, daß ich mich in das Reich ihrer Meditationen hätte eindringen wollen. Nach einer solchen Taktlosigkeit seh ich denn doch nicht aus, sollt ich denken.

Offenbar ist sie furchtbar stolz und zurückhaltend, sagte meine Frau, und sah darum in deiner harmlosen allgemeinen Bemerkung schon einen neugierigen Eingriff.

Stimmt! bestätigte der Förster. Sie thut, was ihr gefällt; und wenn die Leute darüber kopfstehen, so ist ihr das gleich. Sie fragt niemand, da will sie auch von niemand gefragt werden. Übrigens: verrückt ist sie, dabei bleib ich. Sie wird noch ihr blaues Wunder erleben an der schmutzigen Bande. Ausnutzen thut sie sie, weiter nichts. Und wenn ihnen der Spaß nicht mehr paßt, dann geben sie ihr'n Tritt. Das wird das Ende vom Liede sein. Denken Sie an mich! Allzuviel ist ungesund. Ich habe nichts gegen die Menschenliebe und so was, aber mit Maßen und mit Unterschied, und in Respekt halten muß man die Gesellschaft, sonst steigen sie einem aufs Dach. Wir haben sie schon gewarnt, aber sie hört ja nicht. Sie thät's nicht um Dank, sagt sie. Na ja, aber um Undank, was? Argern kann man sich, wenn die Gutherzigkeit so verschwendet wird.

Es scheint überhaupt eine höchst eigentümliche Person zu sein. Wo kommt sie her?

Aus Berlin. Sie ist schon so was wie vier Jahre Witwe. Der Junge ist, glaub ich, zwei Monate nach dem Tode des Vaters geboren worden. Sie redt nicht viel von sich selber, na und fragen will man ja auch nicht so sehr. Sie macht immer 'n ganz unzugängliches Gesicht, wenn man näher rankommen will. Sonst die Freundlichkeit und Gefälligkeit selber, wenns andre angeht, und für alles Teilnahme, und versteht auch Spaß, aber man nur nicht an sie selber tippen, da verstummt sie. Hat jedenfalls viel Unglück gehabt. An dem Kinde hängt nun ihr ganzes Herz, da geht sie ganz drin auf. Für das Kerlchen ist ihr kein Opfer zu groß. Setzt sich da in die Einsamkeit her, bloß weils ihm gut bekommt; ich treibe mein kleines Schaf auf die Weide, sagt sie. Na, das Jungchen ist ja nu auch'n mächtig netter Bengel und ist hier draußen schon aufgegangen, wie ne Dampfnebel. Da kann man schon seine Freude dran haben. — Halten Sie mal, rechts um, wir gehen hier quer durchs Stangenholz, da haben wir's näher nach Hause. Mutter wird die Kartoffeln wohl schon beigefetzt haben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der sozialdemokratischen Presse. Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung der sozialdemokratischen Presse liegt darin, daß sie sehr viel Thatsächliches an hervorragender Stelle mitteilt, das die bürgerliche Presse aus Angstlichkeit oder weil es ihren Patronen unbequem ist, verschweigt oder nur flüchtig erwähnt, teilweise auch aus Mangel an volkswirtschaftlichem und sozialem Verständnis übersieht. So bespricht z. B. der „Vorwärts“ unter der Überschrift „Krisis und Wechselreiterei“ eine vom „Deutschen Ökonomen“ aufgestellte Statistik, aus der hervorgeht, daß sich in den Banken immer mehr Wechsel anhäufen, während die Umsätze von Waren nach Zahl und Geldbetrag immer geringer werden. Bei 24 unserer ersten Banken ist der Wechselbestand im letzten Jahre von 357 auf

448 Millionen Mark gestiegen, und auch die Reichsbank hatte 83 Millionen Mark mehr in Wechseln angelegt als im Vorjahre. Die Deutung dieser Erscheinung im „Vorwärts“ dürfte richtig sein: die Zahl jener kleinern und mittlern Geschäftsleute, die sich nur noch durch Wechselreiterei über Wasser erhalten, steigt beständig; über kurz oder lang wird ihnen das Wenige, das sie noch zu besitzen scheinen, genommen und dem, der schon viel hat, dem Großkapital gegeben werden, und damit ist dann die von den Sozialdemokraten sehnlich herbeigewünschte Katastrophe wieder ein Stück näher gerückt.

Der große Anarchistenprozeß, der seit Wochen in Rom verhandelt wird, ist bis jetzt von den meisten der Blätter, die sonst jede kleine Skandalgeschichte so ausführlich wie möglich erzählen, teils ganz kurz abgethan, teils mit Stillschweigen übergangen worden. Der römische Feuilletonist eines deutschfreimüthigen Blattes erwähnte ihn dieser Tage mit der Bemerkung, man habe zwar im „freien“ Italien schon so manches erlebt, aber so etwas sei doch noch nicht dagewesen. Einzelheiten erzählt er nicht, vielleicht hat sie ihm auch die Redaktion gestrichen. Um nur eines anzuführen: eines schönen Tages, als die Angeklagten wieder einmal, wie schon öfter, in ihrem mit Eisenstäben verwahrten Käfig beständig tobten und schrien, sie wollten die Komödie, dieses abgekartete Spiel mit bezahlten falschen Zeugen nicht länger anhören, sagte ihnen der Vorsitzende, er wolle ihren Wunsch erfüllen, ließ sie ins Gefängnis abführen, auch die Zuhörer hinausjagen und setzte dann die Verhandlung mit den Belastungszeugen allein fort. Wöllig totgeschwiegen scheint die bürgerliche Presse die Rede zu haben, die der lebenswürdige Novellist De Amicis in Turin vor etwa 500 Studenten und Polytechnikern über die soziale Frage gehalten hat. Er sagte ihnen u. a., wenn ihre jugendliche Empfindung sie dränge, Anteil zu nehmen, so sollten sie sich nicht durch die übliche Einrede der Interessirten zurückhalten lassen: „Du Thor, das Elend läßt sich nicht verringern, geschweige denn ausrotten. Diese Bewegung wird vorübergehen, wie so viele ähnliche vorübergegangen sind, ohne Spur. Es ist immer so gewesen, es wird immer so sein.“ Dieser Einwand sei unhaltbar; vieles, was man ehemals für utopisch erklärt habe, sei in heutiger Zeit verwirklicht worden. Auch sollten sie denen nicht glauben, die behaupteten, in Italien gäbe es keine soziale Frage; hier sei nur weniger die industrielle als die ländliche Bevölkerung der Gegenstand dieser Frage. Die soziale Frage wirke wie ein Reinigungsbad auf die Seele dessen, der sich mit ihr beschäftige. „Wie gräßlich auch die neugewonnenen Kenntnisse von dem thatsächlichen Zustande der ungeheuern Mehrzahl der Menschen zuerst wirken mag — man fragt sich: wie ist es nur möglich, daß ich das nicht gewußt, nicht erkannt habe? Wo hatte ich nur meine Augen? — Wie furchtbar diese Eindrücke auch sein mögen, sie lösen sich auf in den glühenden Wunsch, an der Besserung mitzuwirken.“

Daß die Unruhen in Xerez mit dem internationalen Anarchismus, dem sie die amtlichen Berichte in die Schuhe schoben, nichts zu thun gehabt hätten, sondern ein Ausbruch der Verzweiflung des gedrückten Bauernstandes gewesen seien, haben einige Wochen post festum auch unsre bürgerlichen Blätter dem französischen *Matin* nachgezählt. Die sozialdemokratischen Zeitungen haben die Sache vom ersten Augenblicke an richtig dargestellt, und die „Neue Zeit“ brachte in Nr. 20 eine kurze Geschichte der Vernichtung des andalusischen Bauernstandes vorzugsweise durch die von Espartero verfügten Bodenkonfiskationen nach dem russischen „Nordboten“, in dem Nemirowitsch-Dautschenko, der seit längerer Zeit Spanien bereist, die landwirtschaftlichen Zustände Andalusiens dargestellt hat.

Über die wirtschaftliche Lage Rußlands werden in Nr. 19 der „Neuen Zeit“ einige sachkundige Angaben gemacht. Sollte es dahin kommen, daß die deutschen Proletarier über die volkswirtschaftlichen Verhältnisse und Zustände der Kulturstaaten besser unterrichtet wären als die Mehrzahl der Angehörigen des gebildeten Mittelstandes, so würde das nicht eben dazu beitragen, dessen Einfluß und Macht zu verstärken.

Die erwähnten Angaben über Rußland bilden den Nachtrag eines Artikels von Friedrich Engels, der ursprünglich in französischer Sprache für den Almanach du Parti Ouvrier pour 1892 geschrieben war und dann für die deutsche sozialdemokratische Wochenschrift übersetzt worden ist. Der Artikel soll die französischen Arbeiter bestimmen, soviel an ihnen ist, zur Verhütung des Krieges beizutragen. Bleibt Friede, sagt Engels, so wird in Deutschland der Sozialismus binnen zwanzig Jahren siegen. „Heute haben wir einen Soldaten auf fünf, in wenig Jahren werden wir einen auf drei Jahre haben, und gegen 1900 [so rasch dürfte es denn doch wohl nicht gehen!] wird die Mehrheit der Armee sozialistisch sein. Das rückt heran, unaufhaltsam wie ein Schicksalschluß. Die Berliner Regierung sieht es kommen, ebenso gut wie wir, aber sie ist ohnmächtig. Die Armee schlüpft ihr.“ Würde diese Entwicklung durch einen Krieg gestört, fragt Engels: was würde dann die deutsche sozialdemokratische Partei thun? Rußland ist der Feind von ganz Europa, und sein Sieg würde die europäische Kultur vernichten. Daher, so lautet die Antwort, hätten die deutschen Sozialisten die Pflicht, in einem solchen Kriege Rußland auf Leben und Tod zu bekämpfen, und falls Frankreich sich zum Söldling des Zaren herabwürdigen sollte, auch ihre Brüder, die französischen Sozialisten. Diese möchten also den übrigen Franzosen zureden, daß sie keine dummen Geschichten machen, sondern in Geduld den Sieg des deutschen Sozialismus abwarten, dann würden sie Elsaß-Lothringen ohne Blutvergießen wiederbekommen; auch Polen werde dann natürlich wieder hergestellt werden. Nun, vorläufig lebt der Bär noch und ist ziemlich munter und bei Kräften, dessen Fell Herr Engels da teilt.

Harmloser Art ist ein Artikel in Nr. 16 der „Neuen Zeit“, der uns ungemischtes Vergnügen bereitet hat. Er handelt über den „Fall Marx“, d. h. über den Journalisten Paul Marx, einen entfernten Verwandten des großen Sozialistenpapstes, der voriges Jahr von der „Bosnischen Zeitung“ entlassen wurde, als es herauskam, daß er ein Jude ist. Als die Sache, so erzählt das Sozialdemokratenblatt, „in die Presse kam, ließ Herr C. R. Lessing durch den Hausknecht des Kapitalismus in der »Freisinnigen Zeitung« erklären, nicht wegen seines Judentums, sondern wegen seiner Unfähigkeit sei Marx entlassen worden. Die »Freisinnige Zeitung,« nicht das gebildetste und klügste und noch viel weniger das anständigste, aber allerdings das dummpfiffigste Kapitalistenorgan, hatte sofort die richtige Witterung: Jude hin, Jude her, jeder Kapitalist hat das Recht, seine Kulis auf die Straße zu werfen, wie ihm beliebt, und damit basta!“ Darüber kam es dann zu dem bekannten Prozeß. Der Verfasser zieht aus der Geschichte die Lehre, daß, ein so starker Kitt auch die gemeinsamen Interessen des Judentums sein mögen, der Kitt des kapitalistischen Interesses doch noch stärker sei, und in Konfliktfällen jener eher nachgebe als dieser. Dieses Verhältnis, sowie das bekennermutige protestantische Christentum der „Bosnischen Zeitung“ und manches andre wird recht witzig durchgehechelt.

Um die Sozialdemokratie bekämpfen zu können, muß man sie doch, scheint es, zu allererst kennen.

Englisches. Die Saturday Review wurde neulich in den Grenzböten eine Zeitschrift für alte Weiber genannt. Wir möchten vorschlagen: für ein altes Weib. Denn sie ist die Vertreterin Altenglands, und Altengland, das aristokratische, völkerausbeutende, seebeherrschende, ist nur noch eine trübselige, keifende, schmollende, zahnlöse Alte mit morschen Knochen. Die Saturday Review ist unbedingt regierungsfreundlich, voll Ehrfurcht vor der hohen Aristokratie und Staatskirche, Todfeindin Gladstones, Irlands und aller Utopisten und hat für das Elend der unteren Klassen nichts als Hohn. Aber sie muß eingestehen: Gegen den Landlord ist jedermanns Hand erhoben. Sie hat auch nicht verschwiegen, daß beim letzten großen Kohlenstreik die Arbeiter, die Grubenbesitzer und die Händler gegen den Landlord gemeinsame Sache gemacht haben. (Der Landlord erhält vom Grubenbesitzer, der wie der Hausbesitzer in England nur Pächter ist, die Royalty, d. i. einen vereinbarten Betrag von jeder geförderten Tonne, oder eine fixierte Rente, oder beides nebeneinander. Außerdem hat der Grubenbesitzer allen Landlords, über deren Grundstücke seine Mineralien gehen, ehe sie einen öffentlichen Ladeplatz erreichen, einen Begezoll zu zahlen.) Am 23. wurde im Unterhause der Antrag auf gesetzliche Anordnung des Achtstundentages für Bergleute beraten. Er wird alljährlich eingebracht und erhält jedes Jahr mehr Stimmen; in diesem hat ers auf 160 gebracht; 272 waren dagegen. Die bekannte parlamentarische Erfahrung berechtigt zu der Erwartung, daß er in einigen Jahren durchgehen wird. Es verrät schon einen hohen Grad von Resignation, wenn die Saturday Review mit diesem Stimmenverhältnis sehr zufrieden ist; man muß nur bedenken, in wie schreiendem Widerspruch zu aller englischen Theorie und Praxis die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit für erwachsene Männer steht. Ein Redner bemerkte ganz richtig, ebensogut könnte man gleich auch noch einen Mindestlohn gesetzlich anordnen. Freilich dürfen die Konservativen mit dem angeführten Stimmenverhältnis schon zufrieden sein, da vor einigen Wochen ein ganz revolutionärer Antrag bei schwach besetztem Hause beinahe durchgegangen wäre, nämlich der, daß zahlungsfähige Pächter, die die Zahlung der Pacht verweigern und deshalb vom Landlord ausgetrieben werden, zwangsweise wieder eingesetzt werden sollen, und zwar mit dem Vorkaufsrechte für den Fall, daß die Farm veräußert ist.

Die Klagen über die elende Lage von Industrie und Handel kehren in der Rubrik Money Matters jede Woche wieder. Besonders interessiert hat uns eine Ausführung in der Nummer vom 2. April. Bekanntlich ist in den Vereinigten Staaten den Silberminenbesitzern zu Gefallen vor zwei Jahren ein Gesetz erlassen worden, nach dem die Union monatlich $4\frac{1}{2}$ Millionen Unzen Silber für die Münze ankaufen muß. Der Silberpreis sollte dadurch erhöht werden, ist aber bis jetzt infolge der großen Ergiebigkeit der Silberminen beständig gefallen. Davon wäre nun zunächst eine starke Entwertung der Silberdollars und Silberzertifikate zu erwarten gewesen; beide müßten beim jetzigen Silberpreise ungefähr auf 70 stehen. Das ist aber nicht der Fall; der Silberdollar und der Papierdollar werden dem Golddollar gleichgeachtet und für voll angenommen. Amerika und die Amerikaner erleiden durch die allgemein für verkehrt gehaltene Münzpolitik der Regierung vorläufig keinen Schaden. Wer unter der Silberentwertung leidet, das sind die auf Exporthandel angewiesenen Staaten Europas, namentlich England. Indien und China führen bekanntlich nur Silbergeld, und ein großer Teil des englischen Ausfuhrhandels geht nach Ostasien. Es ist nun klar, daß eine Entwertung des Silbers um 30 Prozent für alle englischen Waren, die in Ostasien abgesetzt und dort mit Silber bezahlt werden, einen Preisfall von 30 Pro-

zent bedeutet. Den Bewohnern Hinterasiens schadet die Silberentwertung nichts, denn ob ihre Silbermünze im Auslande hoch oder niedrig steht, das berührt sie im innern Verkehr gar nicht; im Verkehr mit dem Auslande aber bringt ihnen die Verschiebung des Wertverhältnisses zwischen Gold und Silber sogar einen sehr ansehnlichen Profit. Was sie zu demselben Preise wie früher verkaufen, ist nun für die Goldländer 30 Prozent billiger, und wenn sie 15 Prozent aufschlagen, so können sie immer noch mit den Fabrikanten der Goldländer konkurrieren. Der Absatz nach China wird schwierig, und Indien wird Englands Konkurrent. Während die Versorgung Indiens mit Baumwollengarn und Baumwollengeweben bisher eine Hauptnahrungsquelle der industriellen Bevölkerung Englands war, ist in der letzten Märzwoche, wie die Saturday Review mitteilt, in Manchester Baumwollengarn aus Bombay verkauft worden. „Man fürchtet, daß Lancashires Export nach dem fernen Osten unmöglich, die Produktion stark vermindert werden und eine große Menge Arbeiter die Arbeit verlieren werde.“

Eine neue Bestätigung unsrer Auffassung, daß alle Finanz-, Münz- und Währungspolitik eitel ist, wenn sie der soliden volkswirtschaftlichen Grundlage entbehrt! Sind nur in einem Lande alle wünschenswerten Einkommengüter vorhanden, dann kommt wenig darauf an, durch welche Art Geld die Verteilung bewirkt wird, und ob viel oder wenig Zahlungsmittel vorhanden sind. Durch unvernünftige Münzmaßregeln können einzelnen Personen Verluste zugefügt und andern ungerechte Vorteile verschafft werden, können vorübergehende Verlegenheiten und Verkehrsstörungen entstehen, aber schließlich kommt doch jeder zu seiner Sache. Da die Amerikaner Fleisch, Fische, Milch, Butter, Eier, Getreide, Obst, Südfrüchte, Wein, Webstoffe, Holz und Kohlen im Überflusse haben, so kriegt schon jeder so viel davon, als er braucht, gleichviel, was für Kunststückchen die Staatskünstler mit den Metallplättchen und Papierschnitzeln anstellen, die Geld bedeuten. Hat aber ein Volk, wie das den Engländern geht, von allen Gebrauchsgegenständen nichts oder nur einen kleinen Teil eigen, muß es Brot, Fleisch, Wein und was sonst zum Leben gehört im Auslande kaufen, dann kann ihm auch die allerweiseste Finanz-, Münz-, Währungs- und Bankpolitik nichts nützen; jede Verschiebung des Wertverhältnisses zwischen den Edelmetallen bedroht seine Angehörigen mit Verlust; sein Handel wird Spekulationshandel, eine Art von Lotterie, und sobald das Ausland die Baumwollenkumpen, mit denen es sein Brot bezahlt, nicht mehr braucht, mag es verhungern.

Volkseinkommen in Sachsen. Durch die Zeitungen läuft die Angabe, daß laut einer amtlichen Statistik das Volkseinkommen im Königreich Sachsen in der Zeit von 1879 bis 1890 von 959 auf 1495 Millionen Mark gestiegen sei. So wie die Angabe liegt, ist sie ganz wertlos. Um zu erfahren, ob das sächsische Volkseinkommen in der angegebenen Zeit gestiegen, gefallen oder auf derselben Stufe geblieben ist, müßte man erstens ermitteln, wie viel die zu einem Haushalt erforderliche gemischte Gütermasse, die 1879 für 1000 Mk. zu haben war, heute kostet, und zweitens nachsehen, um wie viel Köpfe die Bevölkerung gestiegen ist; erst die Umrechnung des jetzigen Geldeinkommens in den Geldwert von 1879 und der Abzug von so viel Prozent, als die Bevölkerung gewachsen ist, würde die Zahl ergeben, die das Verhältnis des gegenwärtigen zum damaligen Volkseinkommen richtig ausdrückt. Unbedingten Wert dagegen hat die weitere Angabe, daß die Einkommensteigerung nur den höhern Vermögensklassen zu gute kommt, und zwar in desto stärkerem Maße, je höher die Klasse liegt, während sich der

Einkommenanteil der Klassen von 1400 bis 6300 Mark stetig vermindert. Es war vorauszusehen, daß der Prozeß, auf dessen Ende die Sozialdemokraten warten, seinen ruhigen Fortgang genommen haben würde! Wenn endlich angegeben wird, daß sich „die Einkommensverhältnisse der untersten Klassen ein wenig gebessert hätten,“ so ist doch zu beachten, daß das Steigen der Lebensmittel- und Wohnungspreise eine kleine Steigerung des Geldeinkommens notwendig machten; denn wenn auch namentlich die Weber das Hungern schon längst als Kunst betreiben, so hat doch diese Kunst ihre Grenzen.

Ein Wort für die Hexenrichter. Ein solches Wort einzulegen scheint unmöglich zu sein. Und doch ist bei allen Erörterungen über diesen Gegenstand ein wichtiger Punkt übersehen worden, der nämlich, daß der Hexensucht wirklich etwas Tatsächliches zu Grunde lag. Sie ist nicht die Ausgeburt einer krankhaften Phantasie — obwohl eine solche hinzugekommen sein mag —, sondern die grausame Reaktion gegen ein Volkslaster. Man thut Unrecht, die Hexenverfolgung mit der Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts in Verbindung zu bringen oder die christliche Moral für jene Ausschreitungen verantwortlich zu machen. Denn Hexenverbrennungen kamen ebensogut in Italien vor, und sie sind viel älter als diese Orthodoxie. Die berüchtigte Hexenbulle Innozenz des Achten stammt aus dem Jahre 1484. Man könnte ebensogut die christliche Moral dafür verantwortlich machen, daß überhaupt Todesurteile gefällt und daß Kriege geführt werden. Die Verantwortung trägt die Rechtspflege jener Zeit.

Man war bisher der Meinung, daß die sämtlichen Aussagen den armen Opfern von den Richtern unter der Folter eingeflüstert und durch diese herausgeholt worden seien. Wenn man nun auch annimmt, daß die Tollheit mit der Zeit Methode werden und zu einem System gebracht werden kann, wie es denn wirklich eine ganze „wissenschaftliche“ Hexenlitteratur giebt, so bleibt doch merkwürdig, daß die Angaben der Weiber in gewissen Punkten überall übereinstimmen. Hierher gehört, daß sie angeben, durch die Lust geflogen zu sein und sinnliche Genüsse gehabt zu haben.

Neuere auf medizinischer Grundlage angestellte Untersuchungen machen darauf aufmerksam, daß bei allen Hexenangelegenheiten der Hexentopf eine große Rolle spielte. Es steht fest — wir folgen hier einem Aussage von Robert Rebs-Mandau —, daß sich die Hexen mit einer gewissen Salbe einzureiben pflegten, daß sie in Schlaf verfielen, daß sie dann glaubten, durch die Lust entrückt zu werden und sich in angenehmer männlicher Gesellschaft zu befinden. Geiler von Kaisersberg erzählt, daß es ein Dominikaner mit angesehen habe, wie sich ein Weib in einem rheinischen Dorfe mit der Salbe eingeschmiert habe und, nachdem sie sich in die Backmulde gesetzt, eingeschlafen sei. Im Schlafe habe sie sich so lebhaft bewegt, daß sie schließlich mit der Backmulde umgeschlagen sei. Eine ähnliche Erfahrung machte ein florentinischer Richter Paolo Minucci mit einer Frau, die ihm unter der Anklage der Hexerei zugeführt war. Die Frau gab unumwunden den Besuch des Hexensabbaths zu und versicherte, sie werde denselben Abend noch ausfahren, wenn man ihr ihre Salbe gäbe. Dies geschah. Sie legte sich entkleidet aufs Bett, schmierte sich ein und verfiel in Schlaf. Minucci ließ sie nun am Bette festbinden und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Es geschah aber nichts. Nun versuchte man die Hexe zu wecken, was aber weder durch Kneipen, noch durch Stechen oder Brennen gelingen wollte. Nach dem Erwachen machte sie einen Bericht, in dem sich die Phantasien ihres Traumes mit den Schmerzindrücken, die sie empfunden hatte,

mischten. Damit war also dem Richter der Beweis geliefert, daß die Fahrt nach dem Hexensabbath auf Einbildung beruhte. Noch interessanter war der Versuch, den der Leibarzt Karls V. Andreas a Laguna 1540 in Nancy anstellte. Er behandelte das Weib eines Henters, das an Tobfucht und Schlaflosigkeit litt, das also als corpus vile betrachtet wurde, mit der Hexensalbe, indem er sie am ganzen Leibe damit einschmierte. Das Weib verfiel in einen sechsunddreißigstündigen Schlaf, aus dem es nur mit Mühe erweckt werden konnte. Beim Erwachen beklagte sich die Frau bitter, daß man sie der Gesellschaft eines schönen jungen Mannes entrißen habe.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß die Hexensalbe ein Rauschmittel war, ähnlich dem jetzt gebrauchten Opium und Hanf. Es wurde angewandt, indem man es auf die rot geriebene Haut auftrug und in die Haut einrieb, also die aufreizenden Bestandteile der Salbe direkt dem Blute zuführte, ein Verfahren, das man heute in Form der subkutanen Injektion anwendet. Die Salbe bestand neben gleichgittigen Dingen, wie Fett, Blut, Öl und Ruß, aus Abkochungen oder Auspressungen von Bilsenkraut, Belladonna, Nachtschatten, Wassermerk, Eisenhut, Mandragora, Sumpfsellerie, Kalmus und den Schierlingsarten. Die Säfte dieser Pflanzen wirken teils auf das Rückenmark, teils als Aphrodisiaca. Sie lassen ebenso wie die Opiate die Täuschung entstehen, als ob man fliege. Natürlich zerrütten sie mit der Zeit den Organismus. Besonders wirken einige der Gifte auf die Pupille und verursachen Entzündungen der Augenränder, die vom Volke als Triefaugen und Erkennungsmerkmale der Hexen ganz richtig bezeichnet wurden. Wir verstehen also, was die Fahrt nach dem Wozberge, was der Hexenkessel, das Triefauge und die Hexensalbe zu bedeuten hat, und um was es sich bei den Hexen handelt, um ein Volkslaster, um ein Rauschmittel, dessen sich die Elenden im Volke bedienten, besonders die Weiber, die nach einer zügellosen Jugend ein einsames Alter lebten.

Damit gewinnt die kulturhistorisch unerklärliche Erscheinung der Hexenverfolgungen ein ganz andres Aussehen. Die Anklage der Hexerei ist nicht aus der Luft gegriffen, sie hat eine sachliche Unterlage. Man hat ja damals die Erscheinung gänzlich verkannt und mit Feuer und Schwert gewütet, wo ärztliche Hilfe und Beratung besser am Platze gewesen wäre; aber wir müssen auch bedenken, in welchem Stande sich die damalige Wissenschaft befand. Als Unterlage eine Philosophie, die an die Realität und die gegenseitigen geheimnisvollen Beziehungen der Abstrakta glaubte, eine Naturwissenschaft, die aus einem Sammelsurium des Aberglaubens eines ganzen Jahrtausends bestand, und eine Medizin, der der Zusammenhang körperlicher Reizungen und seelischer Vorstellungen gänzlich verschlossen war. Es war nach dem Vorstellungskreise jener Zeit kaum anders möglich, als daß man als wirklich annahm, was jene alten Weiber im Rausche träumten und unter der Folter in übereinstimmender Weise aussagten. Wir müssen ferner berücksichtigen, daß die damalige Rechtspflege harte Strafen anwandte, daß man den Dieb henkte und den Ehebrecher verbrannte, und daß es die Voraussetzung des Rechtsschutzes war, daß man der Staatsreligion angehörte. Der Gebannte war zugleich vogelfrei. Wir finden es auch begreiflich, daß mit dem Elend des dreißigjährigen Krieges das in Rede stehende Volkslaster an Ausbreitung gewann, gerade so, wie unter den Elenden des jetzt lebenden Volkes der Schnaps seine Verwüstungen anrichtet. Es soll weder bestritten noch entschuldigt werden, daß die Hexenverfolgungen zu einer Zeitkrankheit wurden, daß man Unschuldige verfolgte, zu falschen Geständnissen nötigte und aburteilte, und daß auch unlautere Motive dabei waren.

Aber trotz alledem steht es uns nicht wohl an, uns den Irrtümern früherer Zeiten gegenüber für so sehr Erleuchtete und Gerechte zu halten. Wie hat man noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Irrsinnige behandelt! Im Namen der Wissenschaft hat man gegen diese Unglücklichen Foltern wie den Drehstuhl und die kalte Dusche angewandt, die der schönsten mittelalterlichen Folterkammer würdig waren. Und noch heute ist die Frage der geistigen Zurechnung der faule Punkt unsrer Rechtspflege.

Felix Dahn als Erzieher. Der Titel des Büchleins heißt eigentlich „Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen von Felix Dahn. Nebst Anhang: Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen.“ Wir brauchen uns aber nicht jeden Titel gefallen zu lassen, besonders keinen, der so schlecht zum Inhalte stimmt, daß er uns wie verzerrt angrinst, wenn wir das Büchlein halbgelesen aus der Hand legen oder vielleicht gar schon nach einem Blick in die Vorrede beiseite schieben. In dieser heißt es nämlich nach dem banalen Eingang: Von vielen Seiten ward mir der Wunsch ausgesprochen u. s. w. „Wenn ich dieser Aufforderung nachkomme, so geschieht es nicht in dem Glauben, mein Anteil an den folgenden Seiten rechtfertige den Schritt. Diese Betrachtungen enthalten nicht gerade viel neues. Allein ich werte (!) das Buch Moltkes, an das sie sich knüpfen, so hoch, daß ich dringend wünsche, die Kenntnis seines Inhaltes, die Würdigung seiner Vorzüge unter den Deutschen soviel als möglich zu verbreiten.“ Wie passen dazu die 76 Seiten lyrischer Rannegießerei in Prosa, die die Schrift einleiten? Welche Geschmacklosigkeit, mit Auszügen aus dem kriegsgeschichtlichen Buche Moltkes, auf das wir doch nicht durch Felix Dahn aufmerksam gemacht zu werden brauchen, mit ihrer Klarheit, Ruhe, Gerechtigkeit, Besonnenheit die Trübseligkeit, den Lärm, die Blattheit der stürmischen Erörterung einer aufregenden Tagesfrage zu vermischen! Welcher Mangel an Selbsterkenntnis auf Seiten des unbesonnen seine Sätze hinwerfenden Schriftstellers, sich in der vollen Blöße seiner Eitelkeit neben den bescheidensten Helden zu stellen! Wir lesen Sätze, wie „Die Gnade Kaiser Wilhelm (sic) I. hat meine Brust mit dem Hausorden der Hohenzollern geschmückt,“ „Diese und ähnliche Gedanken führte ich vor Jahren einmal in Königsberg aus in einer Vorlesung über Reichsverfassungsrecht,“ begegnen an den Haaren hergezogenen Parallelen zwischen den Kämpfen in Frankreich und dem Kampf um Rom, es wird uns nicht erspart, was ich, Felix Dahn, „damals Professor in Würzburg,“ beim Ausbruch des Krieges erfahren, daß „ich“ die Tage von Bar le Duc bis nach Sedan miterlebt habe, und verschiedene von den Werken Dahns werden im Text und in Fußnoten zitiert, mehr oder weniger breit: „ein Zug, den ich im IV. Band des Kampfes um Rom verwertet habe“ — auf derselben Seite: „Das habe ich im Schlusse der Kreuzfahrer und in Skirnir gebracht.“

Gern wollen wir uns alle den großen Moltke als Erzieher gefallen, aber nicht mit eitler Geschwägigkeit ihn uns aufdrängen lassen, am wenigsten von einem, der an sich selbst keine Spur von der erzieherischen Einwirkung der einfachen geschichtlichen Größe zeigt, zu deren Dolmetsch er sich aufwirft. Wir wünschen nicht, daß man die uns allen teure schlichte Wahrheit und Wirklichkeit der Heldenkämpfe von 1870/71 mit dem Bombast eines Kampfes um Rom vermenge und trübe.

Der Freisinn und die Lehrerschaft. In Danzig, der Hochburg des freisinnigen Pharisäertums, hat sich ein Stadtrat und Kommerzienrat gegen die Alterszulagen der Lehrer ausgesprochen. Er erklärte außerdem, daß, wenn man den Lehrern Wohnungsgeld gäbe, man ihnen ebensogut Stiefelgeld, Frühstücks-

geld und wer weiß noch was für Gelder gewähren müsse, wie ja bereits die Kanalisationsreiniger von der Stadt Stiefel geliefert bekämen.

Die Lehrerschaft hat sich diese freisinnige Ohrfeige ruhig bieten lassen. Es hätte einmal ein konservativer Mann die Lehrer mit den Kanalisationsreinigern vergleichen sollen, die ganze liberale Presse hätte Peter Mordio geschrieen. Der freisinnige Kommerzienrat kann sich das leisten, und die deutsche Lehrerschaft steckt in freisinniger Unterwürfigkeit ein.

Kneipzeitung. Man wird überall mit Befriedigung die Thatsache aufnehmen, daß auf der Schule neben andern verstoßen geübten Burschenbräuchen auch die Kneipzeitung (*crambo repetita*) immer allgemeiner die verdiente Pflege findet. Das Wort Kneipzeitung hat schon an sich viel ansprechendes. Die Mehrheit seiner Bedeutungen, als Zeitung nicht nur für die Kneipe, aus ihrem Geiste geboren und für ihn geschaffen, sondern auch um da zu kneipen (kneifen), wo man hofft, wehe zu thun, eröffnet eine so weite Aussicht, daß nur blöder Unverstand im Hinblick auf einen oft genannten Wasserdozent hier auf den Gedanken an Wasserdichtung verfallen kann.

Zu den erfreulichern Erscheinungen im deutschen Schulwesen gehört überhaupt der immer wieder mannhaft sich durchkämpfende Burschengeist, der dem studentischen Trieben nach Vermögen nachstrebt, und dem weiter nichts als dessen innere Kraft, dessen Schwung und echtes Ehrgefühl fehlen. Vollkommen ist ja keine menschliche Einrichtung; aber hier sind so greifbare Vorzüge im Spiele, daß wir uns über die Duldung, die unsre Zungen in diesen Dingen bei einsichtsvollen Eltern finden, gewiß nicht zu verwundern brauchen.

Verneint doch ein solcher Bund zunächst schon eine ganze Reihe engherziger Beschränkungen, in denen sich weniger freie Seelen gefangen erachten. Vor allem verbietet sich die Wahrheit von selbst, sobald ihr Licht auf die dunkle Verbrüderung fiele. Kann man überhaupt so einfältig sein, von einem Menschen zu verlangen, daß er die Wahrheit zu seinem eignen Schaden sage?

Und wenn etwa die beschränkten Alten noch der Ansicht sind, daß die Ehre nicht nur im äußern Schein bestehe, sondern daß es vor allem auf den Gehalt ankomme, so bleibt zu hoffen, daß eine solche Auffassung mehr und mehr als das erkannt wird, was sie ist, nämlich als ein falsches Vorurteil, mit dem man heute kaum noch Kindern bange macht. Daß sich die Menschen an das halten müssen, was wir vorstellen, daß es dagegen völlig gleichgiltig ist, was wir sind, ist eine unumstößliche Thatsache, die nicht eindringlicher bei unsrer Jugend zur Geltung kommen kann als durch die Heimlichkeit eines Bundes, dessen Bestand für sich allein schon in ihren Augen überzeugend alle Fabeleien widerlegt, die von kurz-sichtigen, ad absurdum geführten Bedanten etwa im entgegengesetzten Sinne vorgebracht werden.

So wendet sich, was nicht frühe genug geschehen kann, der Blick nüchtern auf das Nützliche, den eignen Vorteil. Man stellt den Verstand zwar nur in den Dienst der nächsten Zwecke; aber er wird doch frei von allem, was seine Alleinherrschaft lähmen könnte. Haben wir nicht viel zu lange schon unter dem Fluche lächerlicher Gemüthlichkeit und Schwärmerei gestanden, als daß wir uns nicht entschlossen aufraffen und jeden Schritt unsrer Zungen in diesem Sinne mit Beifall begrüßen müßten! Man kann ja Philosophen und Dichtern der Vergangenheit ihre Überspannung zu gute halten; aber heute haben wir doch nur überlegnes Mitleid für jeden, der die Teilung der Welt verträumt.

Wohin sollen wir denn kommen, wenn wir aus Hundert Rücksichten, die im Gemüt wurzeln können, nicht thun wollen, was uns Vorteil bringt, oder auch nur, was uns gerade beliebt? Als eines der besten Mittel, über diese kindischen Anstände wegzukommen, wird sich eben doch immer wieder die Heimlichkeit einer Verbrüderung empfehlen, in der man gestählten Mutes gegenseitig Vorurteil um Vorurteil abstreifen, sowie alles in die Pfanne hauen lernt, was vor die ritterliche Klinge kommt.

Es braucht ja nicht gleich „ein freies Leben, ein Leben voller Sonne“ geführt zu werden. Aber wenigstens seit bekante Witzblätter, sogar viele Tageszeitungen in schöner Übereinstimmung die Schulmeistereinfalt dem verdienten Gelächter preisgeben, haben auch die Jungen weder nötig zurückzuhalten, noch ihr Gehirn nach Erfindung abzumarkern, da überdies häufig der Alte selbst den gedruckten Stoff durch den Bericht der unglaublichsten eignen Erinnerungen ergänzt. Wenn sich der Lehrer Dank zu verdienen meinte und sich für etwas andres als einen Tagelöhner ansah, um so schlimmer für den dummen Teufel, der seine Zeit nicht begreift.

Sollte sich allem gesunden Verstande zuwider jemand den vorgeführten Gründen verschließen, so bleibt nichts übrig, als die Achseln zu zucken. Man darf es ruhig der Zeit überlassen, mit unhaltbaren vorgefaßten Meinungen aufzuräumen.

Die Unsterblichkeit für zwanzig Mark. Die Presse ist die sechste Großmacht und heutzutage meist Geschäft. Das muß sich doch noch auf irgend einem neuen, nicht schon ganz gewöhnlichen Wege in Zusammenhang bringen lassen! So dachte wenigstens der Biedermann, der in Wien die „Fata Morgana“ und den „Finanziellen Reporter,“ zwei Blätter, die zusammen einen Druckbogen ausmachen, redigirte, herausgab, verlegte und besaß. Darum füllte er sein (wohl von Anfang an nur zu diesem Zwecke gegründetes) Zwillingssblättchen, abgesehen von ein paar schmalen Anstandsnotizen vermischten Inhalts, mit „Berichten,“ von denen jeder den Namen irgend eines wohlhabenden Privat- oder Geschäftsmannes und dessen bürgerliche und menschliche Tugenden oder auch die seiner Erzeugnisse in die Welt hinausposaunte. Eins muß man ihm lassen: es wurde alles mögliche darin geleistet, immer wieder verschiedene und doch allgemeine Redensarten der Bewundrung und des Lobes für alle diese ihm persönlich völlig fremden Leute zu entwickeln.

Vor uns liegt die Korrespondenz mit einem der in Nr. 144 (?) vom 1. Februar 1889 erkorenen. Zunächst unter Übersendung des losgelassenen Artikels die Bitte um „Unterstützung“ der Zeitschrift durch Abonnement. (25 Mark jährlich, wobei nirgends ausfindig zu machen ist, wie oft denn eigentlich im Jahre oder Monat das Leimrütchen ausgestreckt wird.) Nach einiger Zeit ein Treibrief, „da wir auf unser Ergebenes vom 1. dieses Ihre sehr geehrte Antwort vermissen,“ nebst Hindeutung auf die „gehabte Bemühung“ und „die uns erwachsenen Spesen.“ Schließlich eine Postkarte in schärferer Tonart mit der Drohung, man werde sich nach dem Ja oder Nein des Abonnirens zu richten wissen.

Darauf hatte der, dessen Unempfindlichkeit den rosigten Hoffnungsschimmer der „Fata Morgana“ hatte erbleichen lassen, eine Ruhepause bis ins Jahr 1892, wo er die „Bürgerzeitung“ vom 19. März empfing. Die Bürgerzeitung erscheint in Budapest und fängt dieselbe Sache ein klein wenig anders an. Bei ihr überwiegt der unpersönliche Inhalt und die allgemeine Bildung. Erst kommt „Der Krieg in der Luft,“ „Theater in Japan,“ „Russische Gefängnisse,“ dann erst folgt der Lockartikel, nur einer in der ganzen Nummer, aber so wunderbar verfaßt, daß

man ihm auf der Stelle ansieht, daß er für alle reichen muß. Die schöne Pointe des farblosen Schwall's lautet: „Ein solcher Mann und Kavaliere in der schönsten Bedeutung des Wortes ist Herr“ so und so (Titel, Name und Wohnort), „der stets bemüht ist, alles Schöne und Edle zu fördern, und zahlreiche schöne Züge aus dem Leben dieses Mannes wären hier zu erzählen, wenn es der Raum gestatten würde (würde!); er hat den Mut, besser zu sein als gelten zu wollen (!), und wir verleihen schließlich der Hoffnung Ausdruck, daß es uns vergönnt sein werde, in einer der nächsten Nummern unseres Journals die Biographie dieses Gentleman's unseren Lesern bieten zu können.“ Wenn aber ein einziger Artikel den ganzen Dienst thun soll, so müssen die Namen gewechselt werden können, und in der That sieht es nicht nur im Stil, sondern auch typographisch so aus, als ob der Name des einzelnen Opfers nicht in der ganzen Auflage, sondern immer nur in einem oder höchstens ein paar Exemplaren stehe, sodaß eine ganze Reihe mit einem male bewältigt werden kann. Der sich anschließende Briefwechsel, so weit man unbeantwortete Mahnungen so nennen kann, verläuft völlig nach dem Muster der „Fata Morgana“ nebst „Finanziellem Reporter.“ Auch dieses Blatt sagt nicht, wie oft es erscheint. Daß ein Bürgerfreund weniger optimistisch ist als eine Fata Morgana, ist nur billig und natürlich; immerhin finden wir auch den Jahrespreis von zwanzig Mark für ein so „geteiltes“ Lob noch nicht übermäßig bürgerfreundlich — trotz der in Aussicht gestellten Biographie.

Die gebrechlichen Gigerl. Es ist gekommen, wie einsichtige Beobachter vorhersehen: unsre Jugend ist den Verrenkungen des Schulter- und Ellbogengelenks beim Händeschütteln, den verwickelten Spirallinien beim Hutabnehmen, der geistigen Arbeit, die drei Mittelfinger des rechten Glacehandschuhs ganz korrekt aus der linken äußern Rocktasche hervorblenden zu lassen, auf die Dauer nicht gewachsen gewesen. Der spitze Schnabelschuh ohne Absätze mußte die riesigen Plattfüße schließlich des letzten Restes von Elastizität berauben, der winterliche Nord blies zu erbarmungslos durch die sich blähenden Hosenschläuche und durch den an den Hüften abgehackten Saß des Überziehers. Ja, es mußte so kommen: unsre goldne Jugend ist vor der Zeit alt und schwach geworden. Darf es deshalb Wunder nehmen, wenn man heute nicht mehr das Mädchen am Arme des Jünglings, sondern umgekehrt den abgehärmten, vornübergebeugten Jüngling und seinen Knotenstock am Arme des schwächern Geschlechts erblickt? Dort hängt er sich ein, dort sucht er Schutz und Halt — das rührende Bild des Greises am Arme der treu hütenden Enkeltochter. Wie lange noch, und unsre Philologen werden zum Faust einen kulturgeschichtlichen Exkurs schreiben müssen über die veraltete Sitte, wo der Mann noch von sich sagen konnte: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, Arm und Geleit ihr anzutragen?“



Litteratur

Das Ende des Traumes von Georg Duruy. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Dr. Fritz Vischoff. Berlin, Georg Reimer, 1891

Der Verfasser erzählt in Form einer Novelle den Untergang Gambettas. Die Wahl falscher Namen — der Held wird Costalla genannt — ermöglichte es,